für den Spott aber brauchen die Obrenowatzer vorläufig nicht zu sorgen. Gogols Revisor hat in Serbien in veränderter und verbesserter Auflage seine Aufführung erlebt. — Der Pseudekronprinz und der Pseudadjutant wurden zu je 25 Tagen Haft verurteilt. Der Kronprinz Georg, der für den Vorfall lebhaftes Interesse hegt, machte einen Ausflug nach Obrenowatz, um sich dort bekannt zu machen.

Ueber „seltsame Küchen"

plaudert eine englische Zeitschrift: Zu den am meisten bewunderten Taten Blondins gehört es, daß er einen Eierkuchen buk, wenn er in schwindelnder Höhe auf seinem Seil balanzierte. Auch als er über den Niagara ging, diente ihm so das Seil als Küche, und er wiederholte sein kulinarisches Kunststück noch in vielen seltsamen Lagen, zum Beispiel, als er über die Themse ging. Im Jahre 1655 wurde, wie alte Chroniken ausführlich erzählen, die Kirchturmspitze von Salisbury als Küche benutzt. Ein Bleidecker namens Handley war die 400 Fuß hinaufgestiegen und machte sich dann mit dem größten Gleichmut daran, ein reichliches Mahl zu kochen, zu dem auch ein Hammelrücken und Geflügel gehörte. Als im Jahre 1762 der Turm wieder ausgebessert werden mußte, kochte James Grist, der von dem Spaß seines Vorgängers gehört hatte, ein Gericht Bohnen mit Speck zum größten Erstaunen der unten stehenden Menge. Die Kirchtürme scheinen besondere Anziehungskraft für Abenteuerlustige zu haben. Einmal erkletterten fünf junge Burschen unter der Führung eines gewissen Pierre Roubaud den Kirchturm der Kathedrale von Bayeux. Als sie die riesige vergoldete Statue des hl. Michael, die den Turm damals krönte, erreicht hatten, zogen sie die mitgenommenen Kochgeräte heraus, bereiteten sich ein Mahl und verzehrten es mit gutem Appetit. Am Schluß des Festes tranken sie auf das Wohl der Zuschauer, die ihren Evolutionen mit größter Spannung folgten. An einem warmen Julitage des Jahres 1900 gfitt das amerikanische Unterseeboot „Argonaut" langsam in eine Tiefe von 85 Fuß unter der Oberfläche. An Bord befand sich eine Gesellschaft von Gästen, die Kapitän Lake eingeladen hatte, an einem unter Wasser gekochten Diner teilzunehmen. Das Diner war ein glänzender Erfolg, ebenso das Abendessen und das Frühstück, das sechs Monate später unter ähnlichen Bedingungen an Bord des Hollandbootes Fulton serviert wurde. Aehnlich wurde eine Taucherglocke vor einigen Jahren als Küche benutzt, um ein Mahl für sechs Personen unter dem Wasser zu kochen. Das eigenartige Vergnügen ist sogar schon wiederholt ausgekostet worden. Im Jahre 1706 wettete ein gewisser James Austin um 2000 Mark, daß er einen Plumpudding zehn Fuß unter dem Spiegel der Themse bei Rotherhite kochen würde. Die Wette wurde angenommen. Die Leute strömten in Scharen an den bezeichneten Ort, der Pudding wurde in einen zinnernen Behälter inmitten eines Sackes voll Kalk in das Wasser hinabgelassen, wo er 2½ Stunden blieb. Als er dann heraufgezogen war, erklärten die Mitglieder der Prüfungskommission, Austin hätte seine Wette gewonnen, der Pudding wäre übergar. Im Wipfel einer alten Ulme in Walton Hall bewirtete eines Tages der exzentrische Naturforscher Charles Waterton sechs Bekannte. Das Mittagessen wurde auf einem anderen Baum in der Nähe gekocht, und mittels einer sinnreichen Seilleitung wurden die Speisen von einem Baum zum anderen befördert. Alle Teilnehmer waren entzückt von dem gelungenen Fest, zumal da der Koch und seine Gehilfen, die mit Ketten heraufgehißt und herabgelassen wurden, sich mit Ruhm bedeckt hatten.

Zur Krisis im russischen Geschäftsleben

Die aus verschiedenen Teilen des Zarenreiches einlaufenden Klagen über stockenden Geschäftsgang sind fast zu einer ständigen Rubrik in den Petersburger Zeitungen geworden. Geht man diesen Klagen auf den Grund, so wird man finden, daß die Mißstände im russischen Geschäftsleben in vielen Fällen durch den Krieg nicht hervorgerufen, sondern nur aufgedeckt worden sind, und die große Frage ist es nun, ob sich das Werk der Reinigung, das sich unter der lauternden Einwirkung des Krieges angebahnt hat, auch auf das kaufmännische Gebiet übertragen lassen wird. Für das Ausland, und speziell für Deutschland, ist diese Frage um so wichtiger, als mit ihr ja der bedeutsame Punkt der Kreditgewährung an Rußland — im engeren und weiteren Sinn — unmittelbar in Zusammenhang steht. Als Wurzel des Uebels kann der mangelnde Schutz bezeichnet werden, den der kaufmännische Kredit von Seiten der russischen Gesetzgebung genießt. In vielen Fällen ist der Gläubiger bei seinen Vereinbarungen mit dem Schuldner lediglich auf Treu und Glauben angewiesen, und diese Anarchie in den Formen des geschäftlichen Verkehrs hat einen Tiefstand der kaufmännischen Moral herbeigeführt, der kaum übertroffen werden kann. Verpflichtungen werden nicht eingehalten, Schulden nicht gezahlt, und selbst gute und zahlungsfähige Firmen lassen die ihnen präsentierten Wechsel ruhig zu Protest gehen, falls sie sich davon einen augenblicklichen Vorteil versprechen. Natürlich waren diese Praktiken auch vor dem Kriege üblich, haben aber unter dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Druck eine bedeutende Verschärfung erfahren. Einer der ersten Schritte zur „Reinigung" müßte also eine gründliche, unter Hinzuziehung von Fachleuten aus der Praxis vorzunehmende Reform des russischen Handelsgesetzbuches sein, durch die den zahlreichen, im Trüben fischenden Existenzen des Geschäftslebens in Rußland das Handwerk gelegt würde. Wie jede Moral Entwickelungsprodukt ist, würde sich dann auch die Geschäftsmoral den neuen Bestimmungen bald anpassen. Ein zweiter Schritt zur Besserung wäre der Ausbau der aus dem Kaufmannsstande heraus geschaffenen Organisationen, die bis jetzt im Zarenreiche ein ziemlich kümmerliches Dasein fristen. An die Stelle der „Börsenkomitees", denen nach verschiedener Richtung hin die Hände gebunden sind, müßten allenthalben Handelskammern mit selbständiger autoritativer Wirksamkeit treten, deren Votum bei entsprechender Zusammensetzung für die Regierung ausschlaggebend sein könnte. Vorläufig hat es mit derlei Reformen trotzlich noch seine guten Wege. Vielleicht wird das Reich noch eine stärkere Krisis als bisher durchmachen müssen, bevor man an maßgebenden Stellen zur Einsicht gelangt, daß auch hier „etwas faul im Staate Dänemark sei".

Die Pariser Mückenschlacht.

Einige Stadtteile von Paris sind derart mit Mücken heimgesucht, daß der dortige Gesundheitsrat eine Reihe von Verordnungen zur Bekämpfung der Insekten erlassen hat. An erster Stelle sollen alle stehenden Gewässer, in denen die Mücken ihre Eier niederlegen, und solche Oertlichkeiten, wo sich die Insekten ansammeln, wie Keller, Kloaken und dunkle Räume, unter besonderer Aufsicht gehalten werden. Die Entwässerungs- und Abzugskanäle aller Art und die Oeffnungen der Röhren, die in den Straßen Wasser geben, sollen regelmäßig nachgesehen werden, um die Ansammlung von stehendem Wasser zu verhindern. Mücken, die sich in großer Zahl angehäuft haben, sind entweder mit brennenden Fackeln oder durch Waschung mit Kalk zu vernichten. Dachtraufen und Rinnsteine müssen geprüft werden, damit das Wasser in ihnen nicht stagniert. Vor den Fenstern dürfen sich keine Gelasse oder sonstige Einrichtungen befinden, die zur Ansammlung von Wasser dienen. Räumlichkeiten, die von den Mücken bevorzugt werden, sind stets gut zu lüften. Insbesondere ist darauf zu achten, daß sich in Gärten und Höfen keine Pfützen ansammeln. Die Springbrunnen und Bassins auf öffentlichen Plätzen sind wenigstens einmal in der Woche zu leeren und zu reinigen. In größeren Wasserflächen ist für die Belegung mit Fischen Sorge zu tragen, die sich von den Mückenlern nähren. In Bassins und Tonnen, die auf Privatgrundstücken stehen, muß das Wasser mit einer Schicht von Petroleum, etwa ein Gramm auf das Quadratmeter, bedeckt sein, oder mit einer Schicht von Salatöl, falls das Wasser Fische enthält. Den Einwohnern von Paris wird angeraten, Netze gegen die Mückenplage anzuwenden. Zur Behandlung der Mückenstiche wird die Benutzung eines Tropfens von Jodtinktur oder von einer Guajacol-Lösung empfohlen.

Die Salzindustrie an den Küsten des Kaspischen Meeres

hat sich in letzter Zeit bedeutend entwickelt. Seit dem August dieses Jahres hat die „Salzproduktions-Gesellschaft von Kuli" ihre Tätigkeit eröffnet. An der Küste des Kaspischen Meeres, etwa 40 Werst von Krasnowodsk entfernt, befindet sich der Salzsee Kuli. Im Jahre 1899 wurde dieser See von der Krone auf zehn Jahre verpachtet und damit der Anfang zur Ausbeutung der ganz bedeutenden Salzreichtümer gemacht. Man erwartet im laufenden Jahre eine Ausbeute von etwa einer Million Pud Salz aus diesem See. In letzter Zeit sind am Salzsee Kuli von der oben genannten Aktiengesellschaft Arbeiterkasernen und sonstige Wohnhäuser usw errichtet worden. Die Pacht des Salzsees ist auf weitere 15 Jahre verlängert worden. Als Arbeiter verwendet die Gesellschaft Kirgisen, zum Teil auch Perser. Die Salzausbeute der acht im Gouvernement Baku belegenen Salzdistrikte hat nach den Bakuer Nachrichten in der letzten Zeit schon eine Menge von 500 000 Pud erreicht. Gegenwärtig verbreitet sich die Salzausfuhr von dem lokalen Markt bis nach Orsk und nach den Gegenden an der Wladikaukas-Eisenbahn.

„Gott ist mein Zeuge!"

Aus Wien berichtet das dortige Extrablatt: Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichts Leopoldstadt stand vor einigen Tagen eine „Dame von Stand" unter der Anklage, ihren Hund ohne Maulkorb gelassen zu haben. Richter (rasch): „Also nicht wahr, Sie geben ja den Tatbestand zu". — Angekl.: „Ich? O nein. (Lachend:) Herr kaiserlicher Rat, i hab ja gar kan Hund." — Richter: „So. ja, aber (er verliest die Anzeige): Kleiner, schwarzer Rattler mit weißen Flecken". — Angekl.: „Ja, ja, so schaut er aus". — Richter: „Wer, woher wissen denn Sie das?" — Angekl.: „No, weils der Kubicka ihrer is". — Richter: „Ah so. Na, wir werden ja sehen". — Angekl.: „Herr kaiserlicher Rat, Sie können mir glauben, daß i kan Hund hab. Gott is mein Zeuge!" — Richter: „Ja, liebe Frau, wenn Sie leugnen, muß ich die Verhandlung vertagen". — Angekl.: „I bitt, Herr Richter, da muß i ja wiederkommen. Könnten s' net heut' Schluß machen? Da zahl i lieber 25 zwa Kronln". — Richter: „Nein, liebe Frau, das geht nicht". — Angekl.: „Aber Gott ist mein Zeuge!" — Richter (lächelnd): „Ja, diesen Zeugen, liebe Frau, kann ich nicht einvernehmen". (Schriftführer und Staatsanwalt lachen.) — Angeklagte (erstaunt): „Ja, warum denn nicht? Draußen steht er ja!" — Richter: „W—a—s?" — Angekl.: „No ja, der verlangt von mir vielleicht noch a Zeugengebühr, wann er noch amol kommen muß". — Richter: „Herr God". — Der erstaunte Richter läßt unter Heiterkeit des Publikums den Zeugen durch den Zustizwachmann aufrufen. Der Wachmann öffnet die Tür und schreit militärisch: „Herr God!" Sogleich schiebt sich ein kleiner, runder, asthmatischer Herr herein. — Richter: „Sie heißen?" — Zeuge (sanft): „I haß God, Jakob God, i bin a Fleischhauer . . . Wahrscheinlich wegen dem Hunderl . . . Der gehört gar nit dieser Frau da!"

Wann wird mit dem Bau des Panama-Kanals begonnen?

Nach einer Meldung der großen Londoner Wochenschrift Engineer ist nicht darauf zu rechnen, daß mit dem Bau des Panama-Kanals vor dem Jahre 1906 ernstlich begonnen werden wird. Die Routen des Kanals und seine Umgebung müssen jetzt endlich mit aller möglichen Genauigkeit aufgenommen werden, weil man auf das Zentimeter wissen muß, in welchem Niveau der Kanal verlaufen wird, erst dann kann auch seine Richtung genau festgelegt werden. Diese Arbeiten werden den Rest dieses Jahres und das ganze nächste Jahr in Anspruch nehmen. Dann werden bis zur Vollendung des Kanals weitere acht Jahre gerechnet. Die von der französischen Gesellschaft bereits vorgezeichnete Linie wird ziemlich genau berücksichtigt werden, nur mit noch stärkerer Verwendung von Kurven. Die Kosten der vollständigen Herstellung des Kanals sind auf 600 Millionen veranschlagt worden, dazu kommen 160 Millionen, die der Republik Panama für die Abtretung von Land gezahlt worden sind, so daß die Vereinigten Staaten für dieses Unternehmen von freilich ungeheurer Tragweite eine Gesamtsumme von 800 Millionen Mark auszugeben haben werden.

* **Vom Otto-Heinrichs-Bau.** In der Bürgerausschußsitzung zu Heidelberg teilte der Oberbürgermeister Dr. Wilckens mit, er habe vom Großherzog erfahren, daß er bereit sei, eine nochmalige Prüfung in der Richtung vorzunehmen, ob der Bau nicht als Ruine erhalten werden könnte, und daß er zunächst der Vorlage des neuen Eggertschen Gutachtens durch den Schloßverein entgegensehe.

Humoristisches.

Schuhmachermeister: „Na, warum flennst Du denn wieder, Du Dämlack?" — Lehrjunge: „Ach, ich jammerte bloß über den armen Ochsen, der wegen so einem kleinen Stückchen Fleisch geschlachtet werden mußte."

*

Sie: „Die Zeiten ändern sich! Jetzt zankst Du immerwährend mit mir, und einstmals sagtest Du: Du wolltest lieber mit mir in der Hölle, als ohne mich im Paradiese sein." — Er: „Ja leider! und der Wunsch ging in Erfüllung!"

*

Dame: „Ich habe es doch mit einem Ehrenmann zu tun?" — Heiratsvermittler: „Selbstverständlich!" — Dame: „Ist er hellblond, wie ich?" — Heiratsvermittler: „Nein, ein dunkler Ehrenmann!"

*

„Haben Sie denn auch ein Wartezimmer, Herr Doktor?" — „Zwei sogar. Eines, in dem meine Patienten auf mich, und eins, in dem ich auf meine Patienten warte."

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum. Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Der Teufelskopf.

Roman von Fitzgerald Molloy, deutsch von E. Ebeling.

Nachdruck verboten.

Der Baron, der sie fast unbewußt während der ganzen Zeit ihrer Unterhaltung angestarrt hatte, war nicht sehr angenehm berührt von dem Interesse, das sie für seinen Vetter zeigte. Und jetzt unterbrach er seinen Wirt mitten im Satze und ging auf Oriana zu.

„Worüber sprecht Ihr?" fragte er gereizt.

„Ueber fremde Länder," antwortete Rigel und erhob sich, um seinem Vetter Platz zu machen.

Philipp fühlte, daß er von ihrer Unterhaltung ausgeschlossen war, während Oriana sich bewußt wurde, daß sie und Rigel etwas gemeinsam hatten, das Philipp nicht teilte.

Der Major forderte Rigel mit unterdrücktem Gähnen auf, eine Partie Schach zu spielen, die ihr Interesse bald in Anspruch nahm, während der Baron mit Oriana sprach. Kurz vor elf Uhr verabschiedeten sich die Gäste und als Rigel Oriana zum Abschied die Hand reichte, ließ sie sie eine Sekunde lang in der seinen ruhen; aber ihre Augen waren gesenkt. Es war ihm wie eine Erleichterung, ihrer magischen Gegenwart zu entfliehen.

Sie hatten beschlossen, nach Hause zu Fuß zu gehen. Philipp, der sein gewohntes, gelassenes Wesen wieder angenommen hatte, zündete sich eine Zigarre an, Rigel eine Zigarette. Es war heller Mondschein, leichter Frost in der Luft, und die Erde hart und trocken. Sie gingen schweigend neben einander her, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich an dieselbe Person knüpften.

Nach einiger Zeit sagte Philipp:

„Wenn es Dir recht ist und Du einen steilen Aufstieg nicht scheust, wollen wir diesen Pfad hier gehen, der über den Teufelskopf führt."

„Mir ist's recht," antwortete Rigel.

Sie bogen links ab und begannen den Aufstieg. Der schmale Weg führte über rauhen Kiesboden, der an beiden Seiten dicht mit Unterholz bewachsen war und nach zwanzig Minuten scharfen Steigens kamen sie auf ein Plateau auf dem Gipfel einer massiven Steinwand, die sich schroff und hoch über dem Mawddachtal erhebt.

Hier standen sie einige Augenblicke stumm neben einander und sahen auf die herrliche Bergkette, die sich in schweigender Größe gegen den Sternenhimmel abhob, auf die dichten Wälder und düsteren Täler, die sich zwischen ihnen und jenen Höhen hinstreckten. Kein Laut war zu hören, kein lebendes Wesen zu sehen; ein Hauch der Einsamkeit lag über dem Ganzen.

„Schön, nicht wahr?" fragte Philipp plötzlich.

„Herrlich! — Warum heißt dieser Stein der Teufelskopf?"

„Ich weiß es nicht," war die Antwort. „Vielleicht, weil er so schwarz und düster ist."

„Ich kann bei diesem Licht nicht erkennen, wie hoch er über dem Tal steht," sagte Rigel und sah in die undurchdringliche Finsternis hinunter.

„Dies gibt Dir vielleicht eine Idee davon," antwortete Philipp, indem er einen Stein über den Abhang warf.

Der Schrei eines aufgescheuchten Vogels und das Schlagen seiner Flügel klang an ihr lauschendes Ohr, dann nach einigen Sekunden hörten sie das dumpfe Aufschlagen des Steines, dessen Echo unten in der Tiefe weiter rollte.

„Welch ein Abgrund!" rief Rigel aus, indem er vom Rande zurücktrat.

Ohne weitere Unterhaltung setzten sie ihren Weg fort, überstiegen einen Zaun und durchschritten ein Bosket, bis schließlich die Frontseite des Schlosses vor ihnen auftieg, dessen Türme in grauen Umrissen gerade noch zu erkennen waren.

Da wandte sich Philipp an seinen Begleiter und sagte plötzlich:

„Ich bin schon seit einiger Zeit mit Fräulein Claypole verlobt; wir hielten es aber geheim, so lange mein Vater lebte."

„Verlobt?" rief Rigel und sein Ton verriet deutlich sein Erstaunen. „Wollte Dein Vater Deine Verbindung mit ihr nicht zugeben?"

„Nein," antwortete Philipp kurz. „Er wollte, ich sollte nach Geld heiraten, und Oriana hat nichts."

„Sie ist wunderbar schön," bemerkte Rigel.

„Nicht wahr?" erwiderte Philipp, angenehm berührt. „Du hast mir aber noch nicht gratuliert," fügte er hinzu.

„Ich hoffe, daß Ihr sehr glücklich werdet," antwortete Rigel darauf und Philipp war enttäuscht, daß sein Vetter nicht eine größere Freude äußerte.

„Wir werden sicherlich glücklich werden, denn sie ist für mich die einzig passende Frau in der Welt," bemerkte er mit entschiedener Miene.

„Ob er aber wohl der einzig passende Mann für sie ist?" fragte sich Rigel, als sie ins Schloß gingen.

5. Kapitel.

Orianas Auftrag.

Am Morgen nach seiner Begegnung mit Oriana schweifte Rigel von der Terrasse des Schlosses in die Gärten hinaus und kam an ein breites Plateau, wo er sich plötzlich einer wunderbar schönen Aussicht gegenüber befand. Vor und unter ihm erstreckten sich weite Täler mit ihren Dörfern, die im Hintergrunde mit Waldland eingefaßt waren; das ganze Bild aber war umrahmt durch den Rydell, den Snowdon und die Cader Idris-Berge, die hoch in den fernen blauen Horizont hineinragten.

Er blickte prüfend umher. So weit er sehen konnte, gehörte alles Philipp. Jeder, der in diesen Tälern lebte und den Erdboden umpflügte, mußte ihm eine Rente zahlen, welche dazu beitrug, sein Einkommen bis auf 600 000 Mark jährlich zu erhöhen. In diesem Augenblicke gerade ging Philipp, der in allen Sachen praktisch und ordentlich war, seine Berechnungen mit dem Geschäftsführer durch, denn die Morgenstunden widmete er immer ausschließlich Geschäften. Der Verwalter kam regelmäßig wie ein Uhrwerk an bestimmten Tagen zu Besprechungen auf das Schloß zu dem neuen Baron, den er ebenso scharfsinnig fand, wie seinen Vorgänger, und Rigel konnte deshalb die Stunden zwischen dem ersten und zweiten Frühstück verbringen, wie er Lust hatte. Während der ersten Tage seines Aufenthaltes war er mit großem Vergnügen in dem alten Schloß umhergewandert und hatte alles untersucht. Kreuz und quer hatte er die alten Hallen durchstreift, deren teppichbehangene Wände verborgene Türen enthielten. Durch diese gelangte er in eine Flucht zierlich ausgestatteter Wohnzimmer mit seltsam geschnitzten Möbeln, Spinets, die vor Alter tonlos waren, Kartentische mit spindeldünnen Beinen, an denen Vermögen verloren und gewonnen waren und fleckige Spiegel, die einstmals die Schönheit der Damen des Hauses zurückgestrahlt hatten.

Der Raum, der Rigel am meisten interessierte, war die Bildergalerie, die sich durch die ganze Westseite des Schlosses hindurchzog und eigentlich nur Familienporträts enthielt. Hier waren Staatsmänner und Soldaten, Höflinge, die Günstlinge eines Königs gewesen waren, Admirale, die berühmte Siege erfochten hatten. Und daneben hingen die Bilder ihrer Frauen, in den verschiedenartigsten Gewändern, die allen möglichen Epochen angehörten. Das waren seine Ahnen, ihr Blut floß in seinen Adern. Er konnte einen gewissen Stolz auf seine Abstammung nicht unterdrücken, ließ sich doch durch eine lange Reihe ausgezeichneter Männer die Spur seiner Familie bis in die vorgeschichtlichen Zeiten verfolgen.

Zum ersten Male hatte er eine der herrlichen alten Wohnstätten betreten, durch die Großbritannien berühmt ist. Er hatte die mannigfachen Bequemlichkeiten kennen gelernt und seine Liebe zum Luxus wurde befriedigt durch die stattlichen Zimmer, die er bewohnte, das massive Silber des Tafelservis, durch die ganze Umgebung, die überall den Stempel altertümlichen Glanzes trug. Die Diensttreue derer, die schon seit Generationen Diener seines Geschlechtes waren, freute ihn.

Der Stall mit seinen Pferden stand ihm zur Verfügung, ebenso die schöne, alte Bibliothek. Alle ihm

begegnenden Lehnsmänner behandelten ihn mit freundlicher Achtung; denn für sie war er ein Sproß einer Familie, deren Autorität sie seit Jahrhunderten anerkannt hatten. Alles dies war so verschieden von dem, was er noch vor einem Monate erfahren hatte und was in wenigen Wochen wieder sein Los sein würde.

Allerdings brauchte er nicht mehr ums tägliche Brot zu kämpfen, denn die 6000 Mark Rente, die er geerbt hatte, würden ihm erlauben, sich Arbeit nach seinem Gefallen zu wählen. Aber was waren 6000 Mark im Verhältnis zu 600 000 und einem Heim wie Schloß Redcliffe? Mit einem mitleidigen Lächeln erinnerte er sich, wie sein armer, törichter Vater seinem jungen Gemüt damals den Gedanken eingeprägt hatte, er, Nigel, würde eines Tages seines Onkels Titel und Besitz erben und mit verzeihlichem Stolz fühlte er die Ueberzeugung, daß er die Stellung wohl ausgefüllt hätte. Philipp sah kaum darnach aus; er hatte nichts Würdevolles und achtete das nicht, an das er sein Lebelang gewöhnt war. Welch ein Mißgeschick es doch nur war, daß Sir David zum zweiten Mal geheiratet hatte! Wie anders — anders hätte es sein können!

Ach, es war ein Traum — ein gefährlicher Traum, den er besser ganz aus dem Sinne verbannte. Aber heute morgen hatte er so fest von ihm Besitz ergriffen, daß er, ohne auf seinen Weg zu achten, aus dem Garten hinunter ins Tal gewandert war. Während er immer noch mechanisch einen schmalen Pfad entlang schritt, tönte ein schriller Ruf an sein Ohr, und indem er sich nach rechts umwandte, von wo nach seiner Meinung der Ton gekommen war, fand er sich dicht neben der großen, überragenden Steinwand, die er ganz richtig für den Teufelskopf hielt. Als er in die Höhe sah, erblickte er eine weibliche Gestalt, die etwas in der Hand schwenkte und sich in einer Stellung befand, die von ihm aus gefährlich erschien. Im selben Augenblick erkannte er Oriana Claypole und blieb überrascht stehen. Wieder rief sie ihm, und jetzt begann sie sogar herunter zu steigen. Dies erschreckte ihn, denn es war augenscheinlich Gefahr, der gedlose Abhang war offenbar gefährlich. Er rief und winkte mit der Hand, um sie zur Rückkehr zu veranlassen, aber sie nahm keine Notiz von ihm, sondern setzte ihren Weg fort; jetzt lief sie ein paar Schritte, als swipere sie vorwärts, jetzt machte sie Halt, um einen Busch zu fassen, und dabei ging sie im großen Bogen, als verfolge sie einen Pfad.

Nigel eilte ihr entgegen und kaum hatte er sie erreicht, da stürzte sie, unfähig sich länger zu halten, atemlos und erregt in seine Arme.

„O, bitte, entschuldigen Sie," stammelte sie in süßlicher Verlegenheit. „Ich glaubte, es sei Philipp, ich sehe erst in diesem Augenblick, daß Sie es sind."

„Wir haben ungefähr dieselbe Figur," antwortete er, denkbar, ihr über ihre Verwirrung hinweg zu helfen — „und von weitem — —"

„Ja, ja, so ist es; ich hätte genauer hinsehen sollen, aber ich wagte nicht, meinen Blick vom Weg abzuwenden," sagte Oriana.

„War es nicht gefährlich, den Abhang herunter zu laufen?" fragte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Nicht so sehr, wie man denkt; da ist ein Pfad, den ich ganz gut kenne, ich bin schon oft den Teufelskopf herunter gelaufen," erwiderte sie lachend.

Sie hatte jetzt ihr Gleichgewicht wiedergefunden und ging in derselben graziösen Weise neben ihm her, die er am vorigen Abend so an ihr bewundert hatte, als sie ins Wohnzimmer trat. Die Anstrengung hatte ihre Farbe erhöht. Sie trug einen Pelzkragen und eine Jobelkappe, unter der das tief rote Haar in einem vollen Knoten aufgesteckt war.

„Der Teufelskopf ist einer meiner Lieblingsplätze," sagte sie. „An Sonntagen sitze ich da oft stundenlang."

„Lesend?"

„Träumend."

„Wovon?" fragte Nigel.

„Von Unmöglichem," war die Antwort.

„Für Sie sollte alles möglich sein," bemerkte er. Dabei lag seine Stirn von Schmeichelei in seinem Ton.

„Wie meinen Sie das?"

„Weil Sie, wenn ich mich nicht sehr irre, einen festen und beharrlichen Willen haben, und ich glaube, daß ein solcher Wille unweigerlich seine Wünsche durchsetzen kann."

„Wenn das nur wäre!" sagte sie leise in einem Tone, der voll schmerzlicher Sehnsucht klang.

„Ich glaube fest, daß kein Mann jemals Stellung, Reichtum oder Ehre erringt, wenn er nicht beharrlich und brennend darnach verlangt hat. Schon vor der Erfüllung beherrscht sein Wunsch sein Leben."

„Wenn das so wäre, würde jeder Mensch seinen Wunsch erfüllt sehen."

„Durchaus nicht. Nicht jeder hat genügende Willenskraft oder Geduld, bei seinem Wunsche auszuharren. Die Mehrzahl der Menschen gibt ihre Wünsche als nutzlos auf, wenn sie nicht sofort erfüllt werden; tausend neue Wünsche tauchen nach einander auf und verdrängen die eine vorherrschende Sehnsucht. Eines Tages aber wird die Menschheit erkennen, daß der Gedanke ebenso mächtig ist, wie die Tat."

„Sie eigentümliches Kind," bemerkte Orianas Tante, als sie sich jetzt an ihn wandte und fragte:

„Sind Ihre Wünsche erfüllt worden?"

Diese unerwartete Frage verwirrte ihn im ersten Augenblick, dann antwortete er:

„Noch nicht."

„Und träumen Sie noch von ihnen?"

„Ihr Ruf schreckte mich gerade aus einem Traume auf. Aber erzählen Sie mir," fuhr Nigel schnell fort, um das Thema zu wechseln, „warum der Teufelskopf Ihr Lieblingsplatz ist? Wegen der Aussicht auf die Berge und Täler?"

„Nein, nein, die hasse ich," antwortete sie. „Können Sie wohl verstehen, daß ein Mensch ein Gefühl des Hasses gegen leblose Dinge empfindet? Sehn Sie, ich verabscheue die Täle, weil ihr friedlicher Anblick ein ewiger Vorwurf für meine eigene Rastlosigkeit ist und ich hasse jene Bergkette dort, weil sie mich von der Welt absperrt. Und doch ist in dieser Aussicht etwas, was mich anzieht, Sie werden aber schwerlich raten können, was es ist."

„Dann sagen Sie es mir," erwiderte Nigel, der ihr mit gespanntem Interesse zuhörte.

„Der Blick auf die Wege."

„Auf die Wege?"

„Ja, die bannen mich. Dort oben kann man sie meilenweit verfolgen, wie sie sich durch die Täler und über die Höhen winden, weit, weit fort zu den Städten, in denen man weiß, was Leben heißt. Ich sitze und betrachte sie stundenlang; ich reise in Gedanken auf ihnen entlang und sie führen mich durch merkwürdige Verschlingungen in die wogende Welt, die dahinter liegt, wo die Freiheit des Geistes und des Herzens herrscht, wo das Leben in vollen Zügen genossen wird." Ihre Worte waren schneller und schneller, ihr Wesen immer lebhafter geworden.

„Ihnen fehlt die Erfahrung, um zu sehen, daß große Städte der Mittelpunkt schrecklichen Elends sind, daß für unzählige Menschen das Leben in ihren Mauern ein fortlaufendes Trauerspiel ist. Ihnen würde der Friede, der Ihnen unerträglich ist, wie der Himmel erscheinen."

„Aber sie haben gelebt," versetzte sie leidenschaftlich, „sie haben doch das Leben kennen gelernt."

„Und diese Erkenntnis ist ihre schwerste Last."

Oriana seufzte tief auf; Nigel schwieg. Ihre Worte hatten ihn traurig gemacht, denn er erkannte in ihrer Rastlosigkeit und dem Sehnen, dem sie soeben Worte verliehen hatte, das gefährliche Temperament, das entweder einem Genie die Bahn eröffnet, oder das Leben zu Grunde richtet. Er hatte zwei ähnliche Frauen gekannt. Eine lebte im Ruhmesglanze der großen Welt; die andere starb in einem Krankenhause, einsam und verlassen; aber Elend war doch das Los beider gewesen, sowohl der, die beneidet, als der, die verachtet war.

Fortsetzung folgt.

Aus der Reichshauptstadt.

(Nachdruck verboten.)

M. Berlin, 11. November.

Stadtbahnfragen. — Lotterievereine. — Wohnungen.

Ein Unfall auf der Stadtbahn hat die Gemüter in Bewegung gesetzt; man fuhr seither so ruhig und gemütlich sicher auf der Stadtbahn und dachte nie an ein Eisenbahnunglück. Nun hat es sich auf dem Charlottenburger Bahnhof ereignet, und man erinnert sich, daß man auch auf der Stadtbahn dem wechselreichen Schicksale des Verkehrs nicht entgangen ist. Allerdings darf man sich wundern, daß nicht mehr solcher Unfälle geschehen. Täglich werden von Berlin 772 Vorortzüge abgelassen, so daß in den Betriebsstunden durchschnittlich alle 50 Sekunden ein Vorortszug einen der Bahnhöfe verläßt oder einfährt. Die 1544 Züge, die täglich nach beiden Richtungen fahren, führen 13 896 Wagen, und legen 24 864 Zugkilometer zurück. Der gesamte Wagenpark bewältigt somit pro Tag 224 043 Wagenkilometer gleich 20 873 deutsche Meilen. Den am stärksten entwickelten Verkehr weisen die westlichen Vororte auf, und an deren Spitze marschiert Groß-Lichterfelde. Nicht weniger als 142 Züge verlassen täglich die korrespondierenden Bahnhöfe. Die Kolonie Grunewald hat 132 Züge abzufertigen, während Schlachtensee „nur" einen Verkehr von 120 Zügen aufzuweisen hat. 130 Züge fahren auf 2 Strecken nach resp. von Wannsee, und 130 Züge auf 3 Strecken nach oder von Potsdam. Rund 100 Züge fahren täglich nach Johannistal, 63 nach Grunau und 46 nach Königswusterhausen usw.

Die Stadtbahn hat das Emporkommen der einzelnen Stadtgegenden wie Vororte riesig beeinflußt. Während vorher die Stadt Berlin dort aufhörte, wo jetzt die Stadtbahn die Kurfürstraße überschreitet, entstanden nunmehr weiter hinaus rechts und links von Jahr zu Jahr dichter sich bevölkernde neue Wohnquartiere. So wuchs Moabit zu einem der größten Stadtteile; auf den Wiesengeländen am Bahnhof Bellevue entstand das Hansaviertel, der Bahnhof Tiergarten bildete einen neuen Zugang zu Charlottenburg, der Bahnhof Zoologischer Garten entwickelte sich allmählich zum Verkehrsmittelpunkt von Berlin-Westen An den Bahnhof Charlottenburg, der anfänglich den Ausgangspunkt einer Wüstenwanderung nach der Schloßstraße und den älteren Stadtteilen bildete, schloß sich Straße auf Straße an, bis schließlich der Bahnhof Savignyplatz errichtet werden mußte, der dann wiederum den Angangspunkt dicht bebauter, nach allen Seiten strahlenförmig verlaufender Straßen bildete. Aehnlich war die Entwickelung auf der östlichen Seite, nur mit dem Unterschied, daß die dort entstandenen Stadtteile sich zu Industrie- und billigeren Wohnvierteln ausgestaltet haben. Das Anwachsen ist vielleicht zu ungesund in jenen Gegenden, die sich der Nähe der Stadtbahn erfreuen; aber es läßt sich nicht mehr ändern.

Ein neuer erster Großstadtschwindel ist aufgedeckt worden; wir teilten schon früher eingehender über die Wettbureaus mit. Jetzt hebt die Polizei die Lotterievereine aus. Man konnte immer in den Zeitungen lesen, daß an diesen oder jenen Lotterien sich noch Mitglieder beteiligen könnten, mit riesigen Gewinnaussichten, und die Leute meldeten sich zahlreich. Jetzt sind die beiden „Direktoren" Mecklenburg und Sonnenrein verhaftet worden. Es wird ihnen vorgeworfen, daß sie von 40 vom Verein gemeinschaftlich gespielten Losabschnitten bei Einhundertfel-Beteiligung nicht 100, sondern etwa 1000 Anteile ausgegeben haben. Die Mitglieder, die sich größtenteils nicht kennen, hatten von diesem Schebanne keine Ahnung, glaubten vielmehr, daß sie nach Zahlung von 5 Mark für jede Klasse von 40 Viertellosen der preußischen Lotterie zu Einhundertfel-Anteil richtig beteiligt seien. Erst eine von der Kriminalpolizei vorgenommene Revision der Geschäftsbücher förderte den Schwindel zu Tage. Die Sache war sehr lohnend. „Direktor" Mecklenburg gab gar bald nach Gründung des Vereins seine bescheidene Wohnung in der Wilhelm Stolzestraße auf, mietete sich für den eigenen Bedarf und Frau und Kind in der Tilsiter Straße Nro. 32 ein ganzes Stockwerk, gründete den Lotterieverein „Germania" und nannte sich Direktor. Nun kam er bald in die Lage, herrlich und in Freuden zu leben und als „Direktor Mecklenburg" mit seiner Familie die „Villi Erna" in Ahlbeck zu beziehen. Sein Sozius H., der erst mitarbeitete, zog sich bald wieder auf den Gesundheitstree zurück. Zum zweiten Vereinsleiter gewann Mecklenburg jetzt den Tischler Sonnenrein, der auch nicht gern arbeitete, aber um so lieber gut lebte. Das Geschäft brachte ihner jährlich mindestens 50 000 Mark ein. Ein Verbot dieser Lotterien war sehr angezeigt.

Von den Berliner Wohnungspreisen erfährt man jetzt näheres; so kostete eine Küche ohne Zimmer im Jahre 1901 100 ℳ, 1904 173 ℳ; 1 Zimmer mit Küche 1901 178 ℳ, 1904 220 M; 2 Zimmer 352 ℳ und 423 ℳ; 3 Zimmer 1901 728 ℳ und 1904 707 ℳ; für 4 Zimmer 1122 und 1041 ℳ; 5 Zimmer 1455 und 1408 ℳ; 6 Zimmer 1795 und 1830 ℳ; 7 Zimmer 2576 und 2377 ℳ; 10 Zimmer 4576 und 3953 ℳ. Der Durchschnitt der Wohnungsmiete betrug 1901 für die leerstehenden Wohnungen 1149 und 1904 892 ℳ. Mietpreis für das Zimmer 297 und 308 ℳ. Der Mietsausfall der anfangs Januar 1904 seit mindestens einem Monat unvermieteten Wohnungen betrug 1 906 330 ℳ; 157 dieser Wohnungen standen schon 1 bis 2, 53 2 bis 3, 32 3 bis 4, 14 4 bis 5 und 63 noch länger leer. Anfangs Januar 1904 fiel die größte Zahl der leerstehenden Wohnungen ohne Nebenräume (1473) auf solche mit 2 Zimmern, dann folgen die ein- und dreizimmerigen mit 1239 und 1049. Von vier- und fünfzimmerigen Wohnungen waren 928, von mehrzimmerigen 596 unvermietet; zu 20 Wohnungen gehörten keine Zimmer, sondern nur Küchen. 1718 oder 31½ v. H. der leerstehenden Wohnungen lagen in Hinterhäusern und 284 davon im Keller. Am stärksten war unter den unvermieteten Wohnungen der erste Stock vertreten (1268); dann folgten der zweite und dritte mit 1119 und 1012 Wohnungen. Auf 1 Haus kommen durchschnittlich 77 Personen; im Osten natürlich sehr, im Westen weniger. Mit diesen fürchterlich hohen Belastungsziffern, welche die ungeheuren Nachteile des bei uns durchgeführten Systems der Mietskasernen klar erweisen, steht Berlin weitaus an der Spitze aller deutschen Großstädte. Es folgen in weitem Abstand Breslau mit 52,8; München mit 36,6; Magdeburg mit 36,3; Hamburg mit 35,6; Leipzig mit 35,3; Dresden mit 35; Stuttgart mit 23,2; Mannheim mit 21,9; Frankfurt mit 20,5; Straßburg mit 18; Köln a. Rh. mit 16,1; Lübeck mit 10,1. Die Tabellen über die Gebäude nach der Stockwerkzahl zeigen, daß die den Typus der Mietskasernen vertretenden Wohngebäude mit 5 und mehr Stockwerken, die in Berlin leider die Regel bilden, ihr Maximum mit 84 Prozent sämtlicher Wohngebäude im Stralauer Ostviertel erreichten; nur wenig blieben hinter diesem Anteilsatze zurück, die östliche Tempelhofer, die nördliche Rosentaler Vorstadt, sowie der Westen von Moabit. Von 1000 Wohngebäuden auf bewohnten Grundstücken hatten 1900 nicht weniger als 857 vier und mehr Stockwerke. Die Vorderwohnungen dienten 985 177 Einwohnern oder 53,91 Prozent der Bevölkerung, die Hinterwohnungen 84 278 oder 46,04 Prozent der Bevölkerung als Haufung. Die Schäden der Berliner Mietskasernen zeigt auch die Tatsache, daß in Essen, Stuttgart und Görlitz auf 1000 benutzte Wohnungen noch nicht 100 Hinterwohnungen, in Barmen, Kiel, Hannover, Altona, Lübeck, Karlsruhe, München und Halle a. S. noch nicht 200, in Posen 316, in Magdeburg 356, in Charlottenburg 420 und in Berlin, wie oben gezeigt, 477 Hinterwohnungen entfallen. Berlin hat die höchsten Mietpreise von ganz Deutschland. Ein heizbares Zimmer kostet im Durchschnitt 236 ℳ. So kostet in Dresden ein heizbares Zimmer einer Mietwohnung durchschnittlich 204 ℳ, in Königsberg i. Pr. 185 ℳ, in Hamburg 181 ℳ, in Breslau 164 ℳ, in Leipzig 135 ℳ, in Altona 158 ℳ, in Mainz 150 ℳ, in Chemnitz, Lübeck, Düsseldorf und Straßburg zwischen 145 und 110 ℳ.

Warum müssen wir inserieren?

Ein Kapitel für die Geschäftswelt von P. Gr.-Berlin.

Es gibt einen großen Teil Leute, die Inserieren für ebenso unwirtschaftlich und unrationell halten, als etwa Spielen und Spekulieren vom volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachtet. Wird ihnen vorgehalten, dieses oder jenes Geschäft sei durch zweckmäßiges und zielbewußtes Inserieren groß geworden, habe einen umfangreichen Kundenkreis erworben, so lächeln sie überlegen und meinen, „das komme so selten vor, als wie etwa jemand das große Los gewinne!" Diese Klasse von Geschäftsleuten steht auf dem Standpunkte, ihr Geschäft, ihre Firma, ihr Renomme sei so bekannt, daß sie die Annonce entbehren könne.

Andere Geschäftsinhaber inserieren zwar, sind aber von dem Wert der Annonce keineswegs überzeugt. Sie inserieren, weil es andere auch tun, halten Inserieren für ein notwendiges Uebel, weil, wenn man es lassen würde, doch schaden könnte und betrachten die Beträge, die sie für Inserate aufwenden, als allgemeine Geschäftsunkosten, wie etwa Beleuchtung des Schaufensters oder Heizung des Geschäftslokals.

Am törichtsten aber handeln endlich jene, die, nachdem sie eine Anzahl Inserate haben erscheinen lassen, erwarten, daß der Geschäftsumsatz sich in der Weise hebe, daß der ausgegebene Betrag sich verdiert- oder versechsfacht wieder in der Ladenkasse einfinden müsse. Wäre dies der Fall, so brauchte der inserierende Kaufmann nur seine Insertionsbeträge verdoppeln, um den doppelten Umsatz, vervierfachen, um den vierfachen Umsatz zu erzielen u. s. f.

Zum besseren Verständnis ein kleines Beispiel: Ein Großkaufmann sendet einen Reisenden auf die Tour. Nach drei Monaten kehrt derselbe zurück und bringt für 4800 Mark Aufträge mit, während die Reisespesen, Gehalt usw. 1200 Mark betragen. Mancher Großkaufmann rechnet nun folgendermaßen: „1200 Mark sind 25 Prozent der erzielten Aufträge; da ich aber an der Ware nur 20 Prozent verdiene, so hat der Reisende ein schlechtes Geschäft gemacht". Dieses ist aber keineswegs der Fall, denn unter den gewonnenen Kunden befinden sich zweifellos eine große Menge, die Nachbestellungen machen und so jahrelang treue Geschäftsfreunde werden. Ist der angebotene Artikel zudem noch neu, so hütet sich wohlweislich jeder Detaillist, größere Bestellungen zu machen und beginnt sich mit einer kleinen Probe. Findet diese bei seinen Abnehmern Beifall, so erfolgt naturgemäß eine größere Bestellung.

Ganz genau so verhält es sich mit dem Inserat. Ist das Geschäft neu am Platze, und der Käufer, durch das Inserat aufmerksam gemacht, stellt sich darauf ein, so wird er doch nur eine Kleinigkeit kaufen. Erst dann, wenn er zur Zufriedenheit bedient wurde, dürfte er sich zu größeren Einkäufen entschließen, zugleich aber auch in seinen Bekanntenkreisen davon sprechen. Kommen nun diese Bekannten ebenfalls, so geschieht dies augenscheinlich zwar auf Grund der Empfehlung, in Wirklichkeit aber doch als eine Folge des Inserates. Der erste Käufer wird auch wieder erscheinen, sobald er Bedarf hat, sofern er die Firma oder das Geschäft bis dahin nicht wieder vergessen hat. Ein Inserat in der Zeitung wird ihn zweifellos erneut darauf aufmerksam machen.

Ebenso, wie man das neue Geschäft, wo man gut eingekauft hat, vergißt, so geschieht es auch mit altbekannten Firmen, die sich nicht durch Inserate in Erinnerung bringen. Wie oft steht man vor einem Schaufenster in einem entlegenen Stadtteil und sagt zu sich: „Hier hast Du doch auch schon einmal eingekauft!" Und nun schlägt man weiter in seinem Gedächtnis nach, wie man wohl hierhergekommen, da man doch so weit entfernt davon wohne, so kommt man in der Regel darauf zurück, daß damals ein großes Inserat in der Zeitung stand, das den Wegweiser abgab. Man war auch zur Zufriedenheit bedient worden, und würde wieder eine Annonce erschienen sein, wer weiß, ob wir nicht wieder den Weg dahin genommen hätten.

In unserer schnellebenden und schnellvergessenden Zeit ist öfteres Erinnern mehr als notwendig. Man vergißt nicht nur das Geschäft, man vergißt auch die Gegenstände, die daselbst führt. Gar mancher ist schon eine halbe Stunde und weiter gelaufen, einen in der Zeitung angezeigten Spezialartikel zu kaufen und mußte dann von dem benachbarten Geschäftsmann hören, daß derselbe den gekauften Artikel ebenfalls führt. Derjenige, der den Artikel inseriert, hat ihn verkauft, und da der Verkäufer auch schon einen Bekannten darauf aufmerksam gemacht, doppelten Erfolg von dem Inserat gehabt.

Ueberhaupt ist es notwendig, damit zu rechnen, daß bei einem Inserat die neue Kundschaft, die zum ersten Male kauft, das Geschäft empfiehlt, sobald die gekaufte Ware zur Zufriedenheit ausgefallen ist. Schreiber dieser Zeilen hatte in einem größeren Blatt für etwa 80 Mark Inserate erscheinen lassen. Da es sich um einen Spezialartikel handelte, so konnten die Aufträge genau kontrolliert werden. Im ersten Quartal brachten die Inserate nichts, im zweiten einen Auftrag über rund 100 Mark. Das genügte aber nicht, und die Insertion wurde ein Quartal ausgesetzt. Nun machte ein Oberförster einen großen Auftrag und es stellte sich heraus, daß er von dem Besteller des 100 Mark-Auftrages zu der Bestellung veranlaßt worden war. Die 80 Mark Inserate hatten sich glänzend gelohnt, und es wurde sofort mit der Insertion wieder begonnen.

Allerlei.

Westfalens bemerkenswerte Bäume.

Unter diesem Titel ist im Verlage von Velhagen u. Klasing, Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und Leipzig, ein trefflich ausgestattetes Buch erschienen, das einen Nachweis hervorragender Bäume und Waldbestände nebst Darstellung der Standortverhältnisse, des Verhaltens der einzelnen Baumarten und deren historischer Bedeutung in der Provinz Westfalen enthält. Das Werk ist auf Grund amtlicher und sonstiger Nachweise und Mitteilungen zusammengestellt und bearbeitet von E. Schleckmann, Oberforstmeister a. D. in Arnsberg, und kostet elegant gebunden 3 Mark. Das Wert verdankt seine Entstehung Sr. Exzellenz dem Oberpräsidenten Staatsminister Freiherrn von der Recke von der Horst, welcher den Verfasser zur Bearbeitung eines für die Provinz Westfalen bestimmten forstbotanischen Merkbüchleins veranlaßte, nachdem der frühere Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Frhr. v. Hammerstein-Loxten, infolge einer Anregung des Professors Dr. Conwentz zu Danzig, des Verfassers des Forstbotanischen Merkbuches für die Provinz Westpreußen, die Herstellung solcher forstbotanischen Merkbücher für alle Provinzen Preußens für wünschenswert erklärt hatte. Die einzelnen Bausteine für das Merkbuch sind auf Veranlassung des Herrn Oberpräsidenten durch Fragebogen durch Vermittelung der Königlichen Regierung zu Arnsberg, Minden und Münster von den untergeordneten Behörden, den größeren Waldbesitzern und sonstigen sich für diesen Gegenstand interessierenden Personen beschafft worden, ergänzt durch die eigene Kenntnis des Verfassers, durch Nachfragen bei unsicher erscheinenden Angaben, Nachprüfungen des aus anderen früheren Schriften entnommenen Nachrichten, sowie durch Beifügung allgemeiner Erörterungen über Boden- und klimatische Verhältnisse und Verhalten der einzelnen Holzarten. Bezüglich des letzteren Gegenstandes wird zur Ergänzung der Angaben des Verfassers auf den besonders erschienenen Abdruck einer Abhandlung aus dem 21. Jahresbericht des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst zu Münster (Jahrgang 1902/03), „Die forstlichen Verhältnisse Westfalens und speziell des Münsterlandes in ihrer Entstehung und Entwickelung bis zur Gegenwart" vom Oberförster Renne zu Haus Meerfeld bei Dülmen, hingewiesen. Es war nicht möglich, alle Angaben der Fragebogen in dem Buche zu verwerten, damit das Werk nicht einen die Kosten der Herstellung beeinflussenden zu großen Umfang erhielte. Doch ist bei der Aufnahme einzelner zurzeit vielleicht weniger bemerkenswert erscheinender Bäume darauf Rücksicht genommen worden, daß auch solche größere Aufmerksamkeit verdienen und mithin von deren Eigentümern geschont und für die Zukunft erhalten werden möchten. Im Vorworte wird den Beteiligten, namentlich Herrn Geh. Reg.-Rat Friedrich v. Droste-Hülshoff zu Münster, für die Beschaffung der Unterlagen besonderer Dank ausgesprochen. Der Verfasser hat der vorliegenden Bearbeitung abweichend von dem Conwentzschen Merkbuch eine veränderte Anordnung des Stoffes gegeben. Durch alphabetische Aufführung nach Regierungsbezirken, den einzelnen Baumarten und Kreisen soll die Uebersicht und die Auffindung der einzelnen Bäume erleichtert werden; ferner sind neben den Angaben über Umfang, Höhe, Länge, Kronendurchmesser bezw. wahrscheinliches Alter und die gegenwärtigen Eigentümer der Bäume historische Bemerkungen eingefügt worden, welche letztere geeignet erscheinen, das Interesse in weiteren Kreisen anzuregen und aufrecht zu erhalten. Eine kurze, physiographische Skizze ist jedem Regierungsbezirk vorangeschickt, um jedem die Beurteilung des allgemeinen Verhaltens und der Bedeutung der einzelnen Holzarten zweckmäßig erschien. Auch ist im ersten Abschnitt — Regierungsbezirk Arnsberg — bei jeder hier angegebenen Holzart eine kurze forstliche Charakteristik gegeben, die auch für nichtforstliche Kreise erwünscht sein möchte. Die Unterschiede in den beiden anderen Bezirken sind, durch Boden und Standort nur unwesentlich beeinflußt, nicht so erheblich, um eine derartige Wiederholung für diese zu rechtfertigen. Ausgezeichnet ist das Werk durch 53 Abbildungen, die in außerordentlich deutlichem und schönem Druck sich darbieten, wie überhaupt die ganze Ausstattung des empfehlenswerten Buches dem Verleger zur Ehre gereicht.

Der Pseudo-Kronprinz in Serbien.

Im serbischen Heere gibt es auch Spaßvögel. In der Unteroffizierschule zu Belgrad werden die Zöglinge gar streng gehalten, was Wunder, daß sie über die Stränge schlagen, wenn sie sich frei fühlen. Zwei Busenfreunde in dieser Schule, die erst kürzlich die erste Stufe auf der Leiter zum Generalrang erreicht hatten und das Kasernenleben gern einmal mit dem freiern Dasein in der übrigen Gotteswelt vertauschen wollten, verabredeten sich, den letzten Samstag, zu einem Ausflug nach dem Städtchen Obrenowatz zu benutzen. Die Arreststrafe, die ihrer hierfür harrte, schien ihnen nicht schlimm und nur eine erwünschte Abwechslung im ewigen Einerlei des Dienstes. Sie zogen also los. Schon im nächsten Dorfe, wo sie beim Gastwirt einkehrten, begannen die Abenteuer. Der Kellner brachte ihnen nicht nur den bestellten türkischen Kaffee, sondern auch mit größter Dienstfertigkeit und unter tiefen Verbeugungen das nationale „Slatko". Man hielt dort den einen der beiden schneidigen Korporale für den Kronprinzen Georg, dem er tatsächlich zum Verwechseln ähnelt. Insgeheim befragt, beteuerte allerdings der andere, daß sein Kamerad nicht der Kronprinz sei, fand aber damit keinen Glauben. In Obrenowatz wurden unsere Kriegsknechte alsbald ebenfalls der Gegenstand ehrerbietigster Aufmerksamkeit. Ihre Anspruchslosigkeit hinsichtlich des Mittagsmahles und ihr freies Benehmen im Gasthause wurden von den Neugierigen des Ortes als demokratische, echt serbische Charaktereigenschaften des Kronprinzen aufgefaßt, der nach einer Zustifterung des übermütigen „Adjutanten" im strengsten Inkognito zu reisen beliebte. Als die beiden hohen Gäste nachmittags von einem kurzen Spaziergange in das Gasthaus zurückkehrten, stellte sich ihnen bereits der Bezirkshauptmann zur Verfügung und erbat sich die hohe Ehre, Se. Königl. Hoheit zu einem üppigen Mahle einzuladen. Dabei ging es so hoch und feierlich her, wie es eben in dem glücklich überraschten Obrenowitz möglich war. Erst als in der Dämmerung den beiden das Gewissen schlug und sie an den Heimweg dachten, nahte das Verhängnis. Der Bezirkshauptmann glaubte nicht zugeben zu dürfen, daß sein hoher Gast durch das seiner Fürsorge anvertraute Gebiet, das nicht ganz frei von Räubern ist, unbeschützt in die Residenz heimkehre. Auf eine telephonische Bitte um eine entsprechende Anordnung bei der Belgrader Präfektur erfuhr er aber zu seinem nicht geringen Schrecken, daß es sich bei dem vermeintlichen hohen Gaste nicht um des serbischen Thrones Erben, sondern um einen gewöhnlichen Sterblichen handle. Seine frühere Höflichkeit verwandelte sich nun in ebenso große Rücksichtslosigkeit; ohne Seitengewehr wurden der Pseudokronprinz und sein Adjutant schleunigst in die Belgrader Feste abgeschoben. Wer die Zeche in Obrenowatz zu zahlen hat, darüber mag der Bezirkshauptmann sich den Kopf zerbrechen;